

Unterhaltungsbeilage der „Saale-Zeitung“

№. 25

Sonntag, den 12. Juli

1919

Die beiden Wildtauben.

Roman aus dem Försterleben von Richard Gouman.

(1. Fortsetzung) (Stadtschau verboten)

Der Gang genüßlich einen geräumigen Baggweg, und er trat ihm nicht zur Seite. Es wartete ja niemand auf ihn, nur der alte Knecht, der neben dem Herdfestall in der Häckellammer schlief, redete sich im Schlafe. „Sie Se all to Susz, Herr Empfeiter?“ Er aber lief die Straße vom Wagenschwengel, trieb den Gaul mit einem Knips durch die offene Stalltür und sagte: „Ach nur, Bauhübsch ... die Sielen kannst du morgen früh abnehmen.“

Der Alte war kein Vertrauter, half ihm für ein geringes Trinkgeld bei seinen nächtlichen Fahrten und schwieg über alles, was er sah, wie ein Grab. „Wohlgelacht er auch nicht einmal, woher die junge Dame kam, die dich verführte, aus dem Schlitze hing, oder, wenn er's wußte, so kümmerte er sich nicht darum.“ Auf seinen unbeweglichen Gesicht fand nie eine neuerliche Frage, und am andern Morgen verriet kein Blick oder Wimperndruck, daß er von seinem jungen Herrn Inspektor mehr wußte, als das übliche Vorwortsgeplänke, das drüben, am andern Ende des langgestreckten Jagdwauwerks schlief.

So war also sein Geheimnis gut bewahrt, und seine böse Witterung konnte den Ruf seines Lebens anfangen. Er aber wachte gleich morgen mit all diesen heimlichen Schweiß und zu dem alten Herrn nach Begöhrnen fahen: „Herr Maria, was Sie mir damals sagten, ist mir im Gedächtnis geblieben. Ich habe mich in all diesen Monaten geprüft, und Sie können mir ruhig den Vorschlag in Ihrem Hause gestalten. Ich liebe Ihre Tochter Anne-Marie von ganzem Herzen, und Sie dürfen ihr Schicksal ruhig in meine Hände legen.“ Dem jungen Mädchen aber wollte er's schon allgemach beibringen, auf welchem Wege das bessere Glück zu finden war. Und sie würde sich fügen, denn sie hing ja an ihm, war sein willensloses Werkzeug, und irgend ein plausibler Vorwand für die Verheiratung seines Entschlusses würde ihm schon einfallen. Das aber sollte dann die letzte Lüge sein, ein neues und reines Leben fing an, ein Leben voll von Glück und klarem Sonnenlicht. Sie beide ganz allein, losgelöst von allem, was hinter ihnen lag!

Und als er diesen Entschluß gefaßt hatte, wurde ihm's ordentlich leicht und frohlich ins Herz. Er war im letzten Grunde die gar nicht der schlechte Kerl, als den er sich gewöhnt hatte, sich selbst anzusehen, aus ein kühnen verlämpft und bobentes Ichkühnheit. Aber, besser vielleicht, gleichgültig dargehen, was aus ihm wurde, nachdem alle Welt ihn als rettungslos verloren aufgegeben hatte. Ihm fehlte jedenfalls jede Verantwortung, an sich selbst zu arbeiten, denn in den Augen seiner stürzenden Standesgenossen war er abgetan für alle Zeiten. Das Urteil über ihn würde dann nicht anders, wenn er auch hier wie ein Engel lebte und ein doppeltes Tagewort schaffte! Stelle er die alte Liebeswelt ihm dem nach vielleicht eine Rente aus, mit der er wieder in die Welt zurückkehren konnte, mit der er wieder in die Welt Mensch geworden? „Nein, nein, Gott sei Dank, wußte er endlich, wußte er sich verlobte, sich von Grund auf zu ändern, ein festes Ziel stand ihm vor Augen, das eigene Glück! Und eine Ahnung dümmerte in ihm auf, wie groß dieses Glück werden konnte, wenn es ihm gelang, aus dem prächtigen Menschenkind, das er mit all gewöhnlichen Klüften erbrodet hatte, einen redlichen und treuen Kameraden zu machen.“

Der Wald war zu Ende, rechts von der Einsäule zog sich ein niedriges, mit kleinen Birken beständendes Bruch hin, zur Linken dehnte sich ein weiter Wiesengelände mit vereinzelten Weidenbüschen, und hoch darüber am klaren Himmel der leuchtende Mond. Kein Windhauch regte sich, die Luft war weich und mild, so reichte eine Nacht, in der alles zu Wege war, was tagsüber ihm im Dicksicht steckte. Fern am Waldrand das hellere Bellen eines Hundes, eine Gais strich auf den Wägenfang mit lautlosem Klingeln, bis er über den Boden, und weit in der Weite draußen verortete Rede. Der Herr im Anblick ablag nur ein Nicken über sein Gesicht, er hatte dem alten Liebeswort zu dem Wort gegeben, hier in der neuen Heimat kein Gemehr mehr anzurühren. Ein Wort, das eigentlich wertlos war, denn wer es einmal gebrochen hatte, beschloß seine mehr. Aber der alte Herr glaubte daran, sonst wäre er damals für ihn wohl nicht so energisch eingetreten.

Herr Manjar trieb unwillkürlich mit einem leichten Zitterzucken den Gaul zu einer rascheren Gangart an, denn er sah sie, wie ihm der Gehirne, daß die draußen auf der Weite unter dem dunklen Himmel vielleicht manch guter Bod stehen mochte, das Blut warm machte. Und das wollte er doch nicht, dem alten

Liebeswort als ein Wortbrüchiger gegenüberzutreten, ganz abgesehen davon, daß er das bindende Versprechen doch auch vor sich selbst abgelegt hatte. „Aber da, jetzt ... Herrgott im Himmel, das war ja gar nicht möglich! So etwas gab's einfach nicht mehr wieder auf der Welt! Dagegen waren die Böde, die er bisher gelesen hatte, kümmerliche Jagen!“

Seine vierzig Schritte von der Straße stand er und legte an einem Weidenbüsch emig das jugende Gehirn, und war so eifrig bei der Arbeit, daß er sich durch den vorüberfließenden Wagen kaum hindern ließ. Aber nur gerade einmal den Kopf auf und äugte nach dem Weg herüber. Und bei dem Aufsehen zeigte er kein solches Gehirn. An den Ecken schon ganz wellenförmig, nur um die Kanten noch samale Balkenstreifen, und gepirrt bis oben hin. „In der Stärke aber nur mit einem mäßigen Hirnschwellung vergleichbar und über eine Spanne lang die Laufbahn überdauern. Ein Bod, wie er ihn in freier Wildbahn noch nie zu Gesicht bekommen hatte, eines jener Weidner, vor denen man in der Gemeinwesen mit heimlichem Haß im Herzen stand und dachte: Herrgott, weshalb kommt dir nicht aus einmal so etwas raus Blüthenkopf?“

Da lief's ihm wie Frieseln über den Rücken, die lange unterdrückte Weidenbüsch sagte ihm wieder wie einst und jagte ihm das Blut heiß durch die Adern. Und nur den einen Gedanken hinter der Stirn: der Bod mußte hier, selbst wenn's dabei um das eigene Leben ging! Alles übrig, was er vorher besetzt hatte, fortgemischt und ausgeblüht, nur die fiberhafte Spannung, ab der Bod auch noch daliegen würde, wenn er mit dem Gemehr wiederkam. Eine halbe Stunde brauchte er reichlich hin und zurück, in der Zwischenzeit passierte vielleicht irgendein Fußgänger die Straße und den hielt den Bod nicht aus wie das Frühjahr, oder er wuschelte ganz von selbst weiter in die Weide hinein und war bei der mangelnden Weidung nicht auszubringen. In vierzehn Tagen aber ging die Jagd auf, dann kam irgendein hohes Tier von der Regierung zur Sirich als Gumbinnen herüber, und der Bod war ihm verloren ...

Die ersten paar hundert Schritte war er noch langsam weitergegangen. Der Bod hatte sich längst schon wieder an die unterbrochene Arbeit gemacht, schlug und legte mit den Stangen in dem Weidenbüsch, daß die Weide flogen. Da hob Hans Manjar die Pfeilige und ließ sie dem Gaul freier auf den Rücken fallen. Der alte Braune schillerte verwundert mit den Ohren und schlug einen gemächlichen Kutschlapp an; als aber die Schläge immer dichter fielen, kreuzte er sich und zeigte, daß er aus eblem Blut war. Der letzte Braune schweberte hinter ihm, die Hüfte klapperten, und die Bäume zu beiden Seiten des Weges flogen wie Schatten vorüber.

Ein Sprung vom Wagen, ein rascher Griff in die Ecke des Reiterbrüstens, und zurück ging in demselben Tempo. Seine fünfundsiebzig Minuten konnten vergangen sein seit dem ersten Augenblick, und jetzt sah er den Bod schon noch weiter sehen, noch immer an dem Büsche, an dem er ihn verlassen hatte.

Da ließ Hans Manjar den Braunen in einen gewohnten langsamen Schaulack strahlen und zog die Doppelpöschle aus dem schiefen Hüfte. Ein Mondstrahl spiegelte sich auf den klaren Nüssen, er schob die Patronen ein, und über sein Gesicht lag ein Rädeln: Lang genug war's her, seit die Treue ihren Mund zum letztenmal aufgetan hatte.

Der Bod hatte kein Nagen des Fährwerts wieder aufgeworfen, und Hans Manjar weidete sich einen Augenblick lang an dem prächtigen Schauspiel. Wie vertraut der alte Burche stand! Wäre ihm wohl ein, jetzt in der Gehonigkeit könnte ihm nichts passieren. Denn das war kein leerer Überglanz: die erfahrenen Böde hatten die Jagdbreit ebenförmig im Kopf wie nur irgendein Jäger!

Und jetzt war es Zeit, von einer der beiden Pöppeln am Rande der Einsäule gedekt, vom Wagen gleiten, der Braune trabte weiter und fiel ganz von selbst in Schritt, als es spürte, daß der Jügel loder geworden war. Der Bod aber stand dreißig Schritt, folgte aufmerksam mit dem im Mondlicht glänzenden Nicken dem weiterdahrenden Wagen.

Ein kurzes, scharfes Nicken, ein prächtiger Blick über die Rinne, kein Korn genommen, des Mondlichts halber, das einen unerschrockenen Weidmann leicht zum Heberglücken verführte, haat anfallen, und der Zeigefinger ging über den Hügel. Ein trauben der Feuerstrahl, der Kugelungslag danach, ein lübes Ausschellen, drei, über gewaltige Furchen, der Bod fand ein paar Augenblicke auf den Nüssen, ein Ahtzen und Schwanken des Körpers, dann fiel er mit dumpfem Aufschlag auf die Seite, kreuzte sich

Literatur.

Göhr, Paul, Der unbekannte Gott. Versuch einer Religion des modernen Menschen. Fr. Wllh. Cuno, Leipzig. Paul Göhr ist, der jetzige Unterrichtssekretär im Kriegsministerium. Als ein Sozialist, ein Materialist, ein Atheist, ein Anarchist! Treibt hochwissenschaftlichen Scherz und Spott mit dem Erschaffenen und Heiligsten, das die Frömmsten und Geistesstärker unter den Menschen kennen. Gemach, Berichter! Gemach! Paul Göhr ist kein Adolf Hoffmann! Er ist Gelehrter, ist Theologe, ist Mann vom Fach. Und mehr, viel mehr als das: Er ist ein Charakter, eine starke Persönlichkeit und ... er ist eine tief religiöse Natur. Göhrs Buch geht aufs Ganze, Größe. Es befaßt sich mit jenen Fragen, die alle Natur- und Kulturböbler immer wieder in ihrem Innersten bewegt haben, soweit menschliche Erinnerung und Geistesforschung zurückgreifen: Was ist Gott, wo ist Gott, wie offenbar sich Gott? Paul Göhr gibt eine Antwort, die zwar recht farg ist, die aber dennoch viele, unendlich viele befriedigen wird.

Erich von Kahler, Das Gesicht Hassburg. Verlag „Der Neue Werk“ in München. In dieser Monographie wird zum erstenmal versucht, ein über ein halbes Jahrtausend sich erstreckendes geschichtliches Wesen als Organismus zu erfassen und darzustellen. Künstlerische Gestaltung und historische Durchdringung verbinden sich hier in der Schöpfung eines weitstforischen Bildes. — Das Buch ist auch von eminenter politischer Bedeutung dadurch, daß es für die Erneuerung Deutsch-Oesterreichs eine intensive Einwirkung des feischen vorkatholischen Geistes aus dem Deutschen Reich als zwingende Notwendigkeit nachweist.

Sozialdemokratie und Kolonien, eine Broschüre mit Beiträgen von E. Dornstein, Gustav Roser, August Minny und anderen und einem Vorwort von Julius Kautsk, erschien im Verlag der Sozialistischen Monatshefte.

Als Sammelwerk auf dem gesamten Gebiete der Landarbeiterfrage ist ein neues „Archiv der Landarbeiterfrage“ gegründet worden. Das Archiv erscheint als Sonderreihe des von Professor Heinrich Sobner herausgegebenen „Jahrbuchs für Wohlfahrtsarbeit auf dem Lande“. Das erste Heft des Archivs enthält Aufsätze über die Wohnformen und die Wohnhöhe unter besonderer Berücksichtigung der Naturallohne in der Landwirtschaft, sowie eine umfassende Darstellung der seit der Revolution auf dem Gebiete der Landarbeiterfrage getroffenen Verwaltungsmaßnahmen unter Aufnahme des vollen Wortlautes der wichtigen Bestimmungen.

Archiv der Landarbeiterfrage. 1. Heft der 1. Sonderreihe des Jahrbuchs für Wohlfahrtsarbeit auf dem Lande. 11. Jahrgang, Deutsche Landbuchhandlung G. m. b. H., Berlin SW. 11, Dofauer Straße 7.

Ein wieder Schidial und einen echten Charakter schildert Hedda von Schmid in ihrem neuen Roman „Ulrika Adels Kamp“ (Karlshaus Buchverlag Nr. 1225, Verlag Hermann Hilger, Berlin W. D.). Heimgejucht von väterlicher Schuld, dann erhoben aus steifem Leib in eine Mannswelt, vermag ein ehrlicher Mensch nicht seinen Haß; aber Zeit und glückliche Fügung legen heilende Hände an den alten Schmerz, Liebe und Güte geben ein warmes Leuchten der Verzeihung. Ein Roman voll edler, reicher Menschlichkeit.

„Die Angel.“ Zeitschrift für neue Kunst und Dichtung, Organ für „Angel“-Reinigung für neue Kunst und Dichtung. Geschäftsstelle: Magdeburg, Schillerstr. 311.

Eine neue Spracharte Deutschösterreichs und der Nachbarstaaten. — Soeben ist in der Reihe der Flugblätter für Deutschösterreichs Recht, herausgegeben von Dr. v. Botoiva, Verlag von A. Hölder, eine „Karte von Deutschösterreich und den Nationen in den Grenzgebieten“ erschienen die nach den Ergebnissen der österreichischen Volkszählung von 1910 im Maßstabe 1:900 000 gearbeitet ist und sich als höchst wertvoller Führer und Behelf besonders in den nationalen Grenzfragen und den Fragen deutscher Mitarbeiter darstellt.

Ludwig Wolf, „Marin“. Roman (E. Fischer, Verlag, Berlin). In Ludwig Wolf begrüßen wir einen kraftvollen jungen Dichter, dessen Auge das Organ seines Denkens und Fühlens scheint. Der ohne Erinnerungseitelkeit gelebte Lebenslauf seines Helben schildert das Schicksal der Menschheitsliebe auf dem Grunde der Treue gegen die Menschlichkeit im eigenen Herzen.

Zu beziehen durch die
Goethe-Buchhandlung Halle a. S., Gr. Ulrichstr. 68, Fernr. 4520.

Verantwortlich: Dr. Karl Baer.

gewerbe-Ausstellung am Pariser Unternehmungen entgegenzusehen! Eine großartige Ausstellung gegenüber einem Unternehmen, das erstklassigsten zur Vermehrung des Deutschtums beitragen will.

Wir müssen den Bergleib, den die Segner fürchten und ausschließen wollen, trotz ihnen zufinde bringen und die uns ausgedehnte Niederlage in einen Sieg verwandeln. Denn Frankreich und mit ihm alle übrigen Segner mögen immerhin unsere Degeneration nachsehen, sie mögen unter glänzenden wirtschaftlichen und technischen Bedingungen arbeiten können — was uns den Vorrang sichert, sind Dinge, die nicht von heute auf morgen erasmusiert oder imitiert werden können: die Gewinnung unserer Industrie, ihre geistige und technische Einstellung, die Schulung unserer Arbeiter, die Anteilnahme der ganzen Bevölkerung, Tradition, Erfahrung und Geschäftsbildung aus zwanzigjähriger künstlerischer und industrieller Arbeit. Was auf jo gelegener Grundlage beruht, das weilt nicht innerhalb einiger Monate hin, das erliegt vor allem nicht einer so mangelfähigen bunzierter Konkurrenz, wie sie Frankreichs Kunstgewerbe vorläufig bedeutet.

Es ist zu fordern, daß sofort in die Vorbereitung einer Deutschen und Deutschen-Oesterreichischen Kunstgewerbe-Ausstellung eingetreten werde. Einer Ausstellung, die durch und durch sorgfältig ausgearbeitet, wissenschaftlich, liebensvoll und vollendet durchgeführt wird; die alle Kräfte der Nation zum Gelingen zusammenfaßt; die von allen Deutschen aller Parteien als wichtige, gemeinnützige Angelegenheit empfunden und behandelt wird. Ablehnung jeder Herabwürdigung; mehrseitige Organisation; Mitwirkung aller irgendeine befähigten Kräfte und Hände.

Was Detroit anlangt: der Welt ausstellungen war die Industrie schon lange vor dem Kriege recht müde geworden. Viele der Gründe, die zu dieser Ausstellungsmüdigkeit geführt haben, werden wohl jetzt noch bestehen. Nur internationale Fachausstellungen haben eine Bedeutung. Eine solche Ausgalt neuer Gründe ist dazu geeignet. Besteht daher wenig Aussicht, für eine deutsche Beteiligung an dem Unternehmen in Detroit — vorausgesetzt, daß man uns dort überhaupt zulaßt — so spricht schließlich alles für regte Teilnahme an der großen Sache, die sich hier zur Erörterung stellt. Entschiedender Nationalismus ist wirtschaftlicher und kultureller Art ist bedroht; was wollen dagegen die inneren, wirtschaftlichen Divergenzen bedeuten, so gefährlich sie auch klingen? Sozialisierung oder nicht, gleichviel; solange eine staatlich abgeklärte Wirtschaft besteht — und die Segner zeigen uns dem eigenen Willen, diesen Begriff aufrecht zu erhalten — solange besteht auch das Interesse jedes Einzelnen an ihrer Förderung.

Es wird verfaßt, Mahnen und Ausdehnung dieser Deutschen Kunstgewerbe-Ausstellung 1922 schon jetzt bestimmen zu wollen. Darüber können erst die nächsten Momente einige Klarheit bringen. Nur: soweit die Ziele sind weit zu setzen! Mitwirkung der Architektur und der freien Künste ist selbstverständlich. Technisches, Hygienisches, Soziales hat mitzuzählen, vielleicht auch die neuen Weie der Zeit, Wohnungsnot, Ziedlungsbedürfnisse. Als Ausstellungsort — wenn dieser Punkt unvorgränglich berührt werden darf — kommt meinem Empfinden nach weder Berlin noch München in Frage, sofort jede dieser beiden Großstädte auch geeignet wäre. Größere Anziehungskraft, besonders auf das Ausland, hätte zur Zeit vielleicht Süddeutschland, Main oder Baden, wo zugleich etwas Kernhaftes an deutscher Wirkstoff und allem deutschem Stolzgefühl gebietet werden könnte. Oberstes Gebot: Nichts Habes! Keine Aufmachung mit fragwürdigen Mitteln, keine fadensteinerne Repräsentation, kein Material für die Wirklichkeit, sondern die Wirklichkeit selbst! Energievolle Herausstellung deutscher Gestaltung und deutschen Stimmens. Spränkung auf die Gebiete, auf denen uns Wohlstandsmangel und sonstige Forderungen nicht hindern, den bewährten Welt einer Zweckmässigkeit zu offenbaren. Vor allem keine Ausstellung, die irgendwie nach dem Wesen der Sache, sondern Formen, Gegenstände, Gestaltungen, in einer ferer Lage, unseren Mitteln unpassend entsprechen.

Keine Sorge, die Welt wird zu uns kommen. Sie hat sich — unsere Experten warnen vor dem Kriege bestohlen es genöht, Deutschland als Wege und Fort neuen künstlerischen Schaffens zu betreten. Folgen Sie, daß es dies noch in weit höherem Maße ist und daß es darum kämpft, es mehr denn je zu bleiben. ... Alexander Koch (im Julihefte der Darmstädter empfehlenswerten Zeitschrift „Deutsche Kunst und Dekoration“).

nach einmal und bald verendet. Die Finger stand regungslos, nur in seinen Augen lebte wilde Freude.

Sein Mienenspiel hatte er den Gang wieder eingeschlagen, der doch lag unter einer Decke im Wagenbord, und es ging heimwärts. Wohl gehmal oder garlich während des Fahrtens unter die Decke, prüfte während das Gebären und sprach wie trunten zu sich selbst: „Nanu, was ein Bock, was ein Bock.“

Der alte Knecht, der auch ein Stück, sein Inspektor hand vor ihm und türkelte ihn an der Schulter.

„Gibt, geh auf, Kaufschick, lies die Gallertener an! Und halt du nicht was wie n-Eäge? Mit dem Wildbret kannst du machen, was du willst. Begrab's oder verkauf's es, ist mir egal, oder futter es auf, nur merdest dar's keine Menschenleide.“

„De geschid's zum einen Block, doch dann ist in dem Ge- fühl seine Getrenne etwas wie ein Kacheln jah.“

„Begrabe? I wo werd es denn, Herr Inspektor! Den Zimmer, da weel et al, wo ed ein Kondrag — twee Dahler! Und hat Hevringe: Herr, mit luren Komit (Sauerteig), dat is wollets un de Finger dann to hett! Wenn Se, Herr Inspektor fuer, un Se hebbt Unk nach mehr . . . an de Wands, de halme noch mehr Jonge-Besler. Een, de hätt jörmer up, be in noch veel, veel grätter! Et kann en, un vor jene Jahre, da hew ed vol jehat un an to . . . über un nich weh. De höst jörder Mierau, de pänt to dull up!“

Was Manjar schlug ihm lachend auf die Schulter.

„Wie freigt er nich! Und, weißt du, Mitter, jehst jängt mir's an bei euch hier zu gestalten!“

Siebentes Kapitel.

In einem gewöhnlichen Wochentag im Monat Mai geschah es, daß Johann Wilschinsky mitten zwischen seiner Volk unter den mannigfaltigen Anpreisungen, die dem Zeiter eines großen land- wirtschaftlichen Betriebes sich im Gaus Hagen, einem schlan- keramen wuppengegliederten Kreis empfangen, Stiefles, schwarzes Pa- pier, und in der rechten Ede eine russische Biermarke, blau, mit einem roten Adler in der Mitte. Da erriet er, von wem das Schreiben kommen mochte, und was es lange ungeschlüssig in der Hand.

„Ich fühle mich verpflichtet, Ihnen zu schreiben, damit Sie nicht glauben, Ihre Dringung wäre es gewesen, die mich verhindert, in meine Schoreller Amtsstätigkeit zurückzutreten. In meiner Heimat hat sich manches verändert, mein alter Herr behd kurz vor seiner Pensionierung, und ich bin bereit jetzt von meinem gndigsten Herrn mit der Hülfeunterstützung der Postmeistereigenschaft beurlaubt, um beurlaubt sein in die Stellung eines mei- nen Vaters anzunehmen. Ich habe darauhin meine Entlassung aus preussischen Dienstler genommen.“

Was nun die zwischen uns stehende Angelegenheit betrifft, so teile ich Ihnen mit, daß es mir leider nicht gelungen ist, bei meinen Eltern die erforderliche Zustimmung zu einer Werbung um Fräulein Elisabeth Mierau zu finden. Meine Mutter nament- lich widersetzte sich meinen Hüten besonders energisch, denn sie ist eine geborene Gräfin Aderberg, eine Nichte des Dausmit- sters meland Seiner Majestät des Kaisers Alexander. Ich selbst aber habe eingesehen, daß eine eheliche Verbindung mit Fräulein Mierau unter den hier obwaltenden eigenartigen Verhältnissen ein Ding der Unmöglichkeit wäre.

„Jeden aber, sehr geehrter Herr, möchte ich schliesslich die ehren- wörtliche Versicherung abgeben, daß Sie gewonnen sind, an Ihrer Werbung festzuhalten. Es war eine harmlose Mission, nichts weiter. Die junge Dame hat sich stets als sehr liebenswürdig, und ich darf hin- zufügen, daß es zu diesen heimlichen Zusammenkünften, deren eine Sie durch Ihr Erscheinen mitteilbar mieden, niemals gekommen wäre, wenn der etwas wunderliche alte Herr mit nicht den freien Verkehr in seinen Angelegenheiten hätte. Ich wünsche Ihnen dies, weil ich vor Ihnen eine gewisse Hochachtung empfinde, und möchte Sie doch einmal darauf aufmerksam, daß ich die oben- stehenden Versicherungen mit meinem Ehemann betätigt habe.“

Joachim von Tiesenstein.“

Der junge Herr von Antropow wandte sich zum Fenster und sah angelenklich auf den Hof hinaus, denn die Mutter war ins Zimmer getreten, und er möchte ihr sein Schreiben nicht zeigen.

liegt fester. Ich will ja, wie oft er nach Wagnodden ausge- laufen ist, und nun weiß er sich drücken. Die klein Mädchen kann ihr Nest allein bauen! Ich sag noch: Jemand, denken Sie doch dran, meine beiden Mädchen sind ja in der Erde.“ Aber zum Glück hatten die dummen Kinder nichts verstanden. Und am Nachmittag ists ich meine Laura nach Wagnodden rüber, nicht in dieser Richtung, wenn auch die beiden Mierauischen sich immer so hochmütig benommen hatten, fanden . . . also, wo ich mit ihrer Mutter doch so innig befreundet gewesen bin, will man die alte Nachbarschaft nicht einschleusen lassen. Am Abend kommt meine Laura noch Hause und ist ganz aufgelöst. Was mag der Liebestharmia blöb sein? Denn die, Mama, die erzählt ihr gar ganz herzlich, was der Herr von Tiesenstein nicht mehr wieder zurück- kehren kann, nicht hier, wie eine ganz hiesige, wie der Fall an der Wand, greift sich nach dem Herzen und geht, ohne ein Wort zu sagen, aus der Erde! . . . Also ich seh' der Laura das aus, lag' ihr, sie wird sich blöb getäuht haben, aber für uns, die wir was von der Welt verstehen, ist die Sache doch sonnenklar. Und Sie, Herr Wilschinsky, brauchen nicht mehr wieder lo zu fründen, doch ich erwäge unbedenklich den Antrag. Das Mädchen tut mir sehr herzlich und aufrichtig leid, denn eine anstän- dige Partie, das ist doch jeh ausgeschlossen. Welcher junge Mann aus guter Familie lieh sich wohl an einen Teiler, von dem schon ein anderer gegessen hat? Ich hätt' je gern da vor bedargt, hätte sie mit Freunden mit meinem mütterlichen Gut ungeteilt, doch ich erwäge unbedenklich den Antrag, betam man ja nichts als ver- pflichtet Spilbigkeiten zu haben.“

Da war er brist aufgekanden: „Woll' Fräulein Mierau wohl erantant hat, von welcher Art die Freundschaft ist, die Sie ihr entgegenbringen“, und hatte das Zimmer verlassen. Bald danach war auch die Erwildene mit ihren beiden Töchtern gelahren, denn sie hatte nach dem heutzutage Bescheid wohl eingeschrieben, daß für sie in Antropow trotz der neuen Wendung der Dinge nichts zu holen war.

Er aber schleppte sich wie ein krank geschicktes Stief- lings umher, denn er hörte ordentlich, wie sie ihre böse Junge überall in der Nachbarschaft spazieren führte: „Denken Sie sich blöb mal an, Herr Johann Wilschinsky, ich hab' nicht zu schade, ich an den Teiler zu jehen, von dem dieser Herr von Tiesenstein angestanden ist! Und wenn er sich auch sonst nicht mit wem anders abgeben hätte, darüber kam er nicht hinweg. Ein Wort, wie damals in Lasbehen, das sprach man wohl im Lieberjährgang, wenn's aber drauf und dran ging, wurde man nüchtern. Auf saulen Grund konnte man sein lauberes Haus bauen. Eine Welle lang Hirt's steilrecht vor, dann schlag aber doch eines Tages der elchste Schwamm durch die mühselig verfertigten Augen. Und das alle Haus hier war rein gewesen von Antropow.“

Das Tageslichtkino und mein Töchterchen.

Von Gustav Hochreiter. (Nachdruck verboten.)

Vor wenigen Monaten ist Elisabeth Maria, mein einziges Töchterchen, vier Jahre alt geworden. Da stellen wir denn doch firs erforderlich, daß man für die höhere Bildung junger Damsen einig etwas Selteneres hat und wir führen sie in ein Kino. Nachmittags, An eine sogenannte Kinder- vorstellung“, die sich von den Abendvorstellungen jedoch nur durch den einzigen Umstand unterscheidet, daß sie nicht abends stattfinden, sondern nachmittags. Der dunkle Saal wurde stockfinster gemacht, und „aufgeführt“ wurden: 1. ein Detektivfilm, 2. ein großes Drama. Auf die Frage: „Ber- redest du das auch alles?“ antwortete die Vierjährige jedes- mal mit überzeugendem Kopfnicken ein kräftiges „Ja!“ Sie nahm keinen Anstoss an Wortarten, Selbstverständnissen und Verführungsgesenen; sie leh' sich das alles mit der er- habenen Ruhe eines wahrhaft modernen Menschen vorurteillos. Und ihr eigentlicher Enthusiasmus erwachte erst so recht, als sie zuhause der Köchin eine spontane Wiedergabe des Geschehenen vorsehen durfte. . . .

Das ist nun ein Bierjahr her. Inzwischen hat die Kino-Industrie einen gewaltigen Fort- schritt gemacht.

Das „Tageslichtkino“ wurde erfunden. Das „Tageslichtkino“? Ja. Eine richtige Kinovorführung, die bei Tageslicht, ohne Saalverdübelung, in hellen Säalraum, boomt, nach- mittags, zu jeder Stunde, natürlich auch unter freiem Him- mel, vor sich gehen kann.

Als man mich einmal, den ersten Tageslichtkinoapparat zu besichtigen, her überhaupt um Aufmerksamkeit gelangte, er- bat ich die Erlaubnis, zu dieser „Premiere“ mein vierjähriges Töchterchen mitbringen zu dürfen. Die Erlaubnis blieb nicht aus. Elisabethchen, geführt von den Eltern, erschien in dem Vorprogrammraum der Petra- vittengesellschaft, Berlin, Wiedertalstraße, und nahm zu- nächst fertiges Merkmal in dem wackelnden weißen Mantel

des Operateurs, als einer Kleidung, die gar zu heimlich an den Herrn „Ansel Doktor“ erinnerte. Aber nachdem Ent- schlossen dieses unbedeutsame Mitbringen überunden hatte, nahm sie mit angemessener Würde sämtliche Darbietungen entgegen.

„Hier ist die ich das „Haus-Kino“ an — ein Familien- heim-Kino, das die Größe eines Schrankes hat: eines Schran- kes, dessen Inneres den Film, die Lampe und alle anderen Geheimnisse birgt, während die obere Hälfte der Schran- kaborderseite uns das lebendige Kinobild zeigt — trotzdem das helle Tageslicht des Samstages voll in den Saal fällt.“

Als Zweites sahen wir uns das „Kellam-Kino“ an, einen Billingsbruder des „Haus-Kinos“, auch eine Art Schranke, aus dem in Schaulustigen dem Straßenpassanten bei Tageslicht jeder beliebige Propagandafilm entgegenstim- mern kann.

Endlich als Drittes — die Hauptfrage: das große, richtige Vollkino bei Tageslicht. Vormittags spielte es sich ab und jwöh. Ein schöner, heller Tag. Durch die offenen Fenster kam die frische Luft herein. Und im undurchdrungenen Saale wurde uns ein ganzes Film-Bühnenstück vorgeführt, aber das die vier- zehnjährige Dame sich höchlichst amüsierte, ein Film, den ich schon fröhlich in „Kochschicht-Kino“ gesehen hatte, wie denn überhaupt jeder „bereits vorhandene Film“ zur Verfüh- rung auf dem neuen Tageslicht-Apparat eignet. Die Neuerung besteht aus einer eigenartigen Bildfläche, die alle von vorne kommenden Lichtstrahlen weniger annimmt als die rückwärts auf die Fläche fallenden. Die Lichtquelle für den Film muß also hinter der Bildfläche angeordnet sein.

Glaubt jemand, das Kind habe sich auch nur einen Augenblick lang darüber gewundert, daß nun ein Tageslicht- kino existiert? Mein Töchterchen nahm das Vorhanden- sein dieser Erfindung mit der gleichen Selbstverständlichkeit hin, wie etwa wir als Kinder das Vorhandensein des Fernsprechers als etwas Selbstverständliches aufsaften. Die Welt ohne Fernsprecher? ein unfassbarer Gedanke, damals, als wir Kinder waren. Die Welt ohne Tageslichtkino? ein unfassbarer Gedanke für dereinstige Erwachsene, die heute Kinder sind. . . . Der Student wird im Jahre 1929 kaum mehr glauben wollen, daß Betr-Kinos früher in verdunkelten Sälen vorgeführt werden mußten, wo man keine Notiz ins Kleingeld sprachlen konnte.

Einen Widerruf dieses Aussages werde ich für meine Elisabeth Maria zurücklegen. Damit sie später einmal als Studentin zu ihren Kommilitonen und Kommilitoninnen sagen kann: „Hier steht ihr's schwarz auf weiß, von euch allen hab' ich zuerst das Tageslichtkino gesehen.“

Soll Shakespeares Stadt modernisiert werden?

Stratford on Avon ist einer der idyllischsten Orte, die es gibt. Es steht aus, als ob die Jahrhunderte hieraus über die kleine Stadt hingehin, die sich schließend ihren Erin- nerungen lebt. In der ganzen Welt ist sie die Ge- burtsstadt Shakespeares bekannt. Und da ihre Einwohner, die zum Teil aus pensionierten Beamten bestehen, sich voll des Umstandes bewußt sind, daß die härteste Daseinsbere- reicherung der Stadt ihre Lieberlieferung ist, haben sie stets getan, was sie konnten, um das Städtchen, wie es zur Zeit Shakespeares war, so weit wie möglich so zu bewahren. Daher liegt eine liebliche Ruhe über dem Ort. Er ist so schund mit den wohlgepflegten Gärten vor den Häusern; die Stra- ßen sind trumm, die Brücken altmodisch, und alles atmet Ruhe und Harmonie. Die alten Häuser, wo Shakespeare und Anne Hathaway geboren sind, die Domkirche und die alte Katechismale stehen nicht durch ihr Alter ab, wie sie es überall sonst tun würden. Rein, die Äbrigen Gebäude bilden stat dessen eine Art harmonischen Rahmens um die alten Häusern. Was wäre auch wohl Stratford gewesen, wenn es nicht all das gehabt hätte, was an Shakespeare erinnert? Es wäre sicher nicht der Gegenstand größerer Aufmerksamkeit geworden als irgend eine andere der tausend Kleinstädte, die es in England gibt.

Seit dem dreizehnhundertjährigen Todestag Shakespeares im Jahre 1916 ist es mehrheitlich des Krieges wegen, sehr stille um Stratford gewesen. Einer oder der andere Tourist hat wohl hier und da die Stadt besucht, aber größeren Interesses hatte sich für sie nicht geltend gemacht. Erst jetzt ist Stratford wieder der Mittelpunkt einer lebhaften Dis- kussion geworden, die man allenthalben in England führt.

Über wovons wird — so schreibt der Londoner Be-richtiger

ter von „Svenska Dagbladet“ — so viel gestritten wie in Stratford selbst. Es gehört sonst fast dazu, die Ruhe der Stadt zu üben, aber jetzt gehen die Bogen des Kampfes hoch.

Die Sache ist die, daß die Gemeinde große, ungenutzte Gelände in Stratford und seiner Umgebung besitzt. Die städtischen Behörden wollten nun die hohen Bodenpreise deu- tlichen, um einen Teil davon zu verkaufen. Und Entschlos- sen und Tat waren in diesem Falle eins. Aber jetzt hat man herausgefunden, daß der Käufer, ein Großfabrikant aus Birmingham, beabsichtigt, auf dem heiligen Boden eine große Fabrik für Aluminiumarbeiten anzulegen und Arbeiterdörfer ringsherum zu bauen. Wasler war in Stratford kein anderer Raub zu jehen als der, der von den Familien und Essen der altmodischen Häuser aufstieg. Die Einwohner der Stadt haben sich nun in zwei Lager geteilt. Das eine will die Lieberlieferung des Orts aufrecht erhalten und meint, der Röm einer Fabrik sei unvereinbar mit der Würde der Stadt und möge ihr Besagen vollständig gerühren. Wasler in Stratford ein friedlicher Ort zwischen dem schwarzen Fabrils- land im Norden und dem weißengebiet im Südwesten ge- wesen, und das soll es auch weiter sein. Die andere Partei meint, der Preis sei so hoch, daß man sich nicht weigern sollte, was Geld zu nehmen. Der Fabrikant seinerseits hat getan, was er konnte, um die Bevölkerung zu beruhigen. Kein Raub für seine Fabriken gehen. Er hat das Land gekauft, um die Arbeiter gesunde Wohnungen in einer sehr schönen Umgebung zu schaffen. Die Gemeindeverwaltung ist also in einer sehr schmerzlichen Lage. Wie jeder Post kommen von allen Seiten in England massenhaft Briefe mit Einsprüchen gegen einen solchen Bankrott. Selbst wenn diese Fabriken verhältnismäßig ungeschädlich sind, könnten sie zu den unerbarebaren Folgen für Stratford führen.

Wie das Ergebnis aber auch sein wird, die Episke hat ihr Interesse. Es wird unterdrückt sein, zu jehen, ob die Lieberlieferung und die Forderungen des praktischen Lebens den Sieg davon tragen. Im allgemeinen sind ja die Engländer auch heute noch äußerst konservativ, selbst wenn einer oder der andere meint, der alte Welt sei durch den Krieg verunkelt worden.

Eine Deutsche und Deutsch-Österreichische Kunstgewerbe-Ausstellung 1922.

Ein Aufruf!

Die Zeitungen melden: 1922 soll in Detroit (Michigan, Vereinigte Staaten) eine Welt-Ausstellung stattfinden. Für daselbe Jahr hat die Stadt Paris eine Kunstgewerbe-Ausstellung beschlossen; diese soll international sein, jedoch unter Ausschluß der Mittelmächte.

Zur Stunde, da diese Zeilen in Druck gehen, ist die Frage des Friedens noch nicht entschieden. Auch wenn sie ent- schieden ist, wird unsere Lage mit tausend Schwierigkeiten belastet bleiben. Die Unterstützung der Friedensbestimmungen auf unser Wirtschaftseisen wird noch lange nicht genügend abgeholt werden können. Eins aber wissen wir schon heute: wir werden arbeiten müssen, nach wie vor, um Ertragnisse zu verteilen, Besseres niedrigeren zu erzielen. Die Behröhung wertvollsten Besitzes ständig sich derb und deutlich an. Die erste internationale Kunstgewerbe-Ausstellung nach dem Kriege soll unter Ausschluß deutscher Arbeit stattfinden!

Es ist etwas Greueliches in dem Gedanken: Ausschluß der Länder, denen die Welt überhaupt erst ein neues Kunst- gewerbe verdankt! Kein Zweifel, daß dieser Ausschluß hohe steus in wirtschaftlicher Hinsicht erzwingen werden könnte. Selbst wenn wir keinen einzigen Stuhl, kein einziges Gewebe in Paris zeigen könnten, unser Geist würde siegreich dort ausgehen sein und diese Ausstellung genau soviel befruchteln, als sie gut und modern sein würde. Nicht amonst ist mitten im Kriege die deutsche kunstgewerbliche Organisation im französischen „Comite central technique des arts appliques“ nachgehakt worden. Nicht amonst haben fran- zösische Arbeiter die „Manufacturiers“ der kunstgewer- blichen Gruppe des Berufsallens und anderer jüngerer Nach- kommen gefügt. Soweit es in Frankreich ein modernes Kunst- gewerbe gibt, ist dieses deutsch infiziert, und kann noch lange nicht des deutschen Reiches entziehen.

Aber dies bedeutet für uns nur eine platonische Genug- tunng. Wir müssen darüber positive Daten jehen, was wir auf kunstgewerblichem Gebiet sind und können. Wir müssen sichtbar um unsere Markt und Namen kämpfen. Wir müssen 1922 eine Deutsche und Deutsch-Österreichische Kunst-